

2005 № 2

Junge Akademie Magazin



■ Beutegemeinschaft

Enzyklopädie der Ideen der Zukunft

■ Bionik

Patente aus der Natur

■ Manieren

Inhaltsverzeichnis



Editorial	3	
Perspektive	4	Vom Bittsteller zur Beutegemeinschaft <i>Der künftige Kollege als Partner im gleichen Boot</i>
Enzyklopädie der Ideen der Zukunft	7	Nicht phantastisch, aber phantasiereich <i>Im Dialog mit der Gesellschaft</i>
	8	Patente aus der Natur <i>Was uns Libellen und Haie lehren</i>
Einblick	11	Wettlauf mit dem Parasiten <i>Infektionsforschung zwischen ethischer Verantwortung und Lifestyle-Medizin</i>
	14	Von „Aussehen“ bis „Rezension“ <i>Hundert Manieren der Wissenschaft</i>
Preisfrage	16	Vom Glück der Vielsprachigkeit <i>Die Gewinner der Preisfrage 2004</i>
Arbeit	18	Karriere und Kind <i>Bunte Mischung weiblicher Vorbilder</i>
	20	Von Schuld und Sühne und männlichen Einparkkünsten <i>Zur Deutungsmacht der Biowissenschaften</i>
Köpfe	22	Auf Wiedersehen! <i>Die Gründungsmitglieder gehen</i>
Tafel	26	Publikationen/Veranstaltungen
Impressum	27	

Editorial

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die Junge Akademie feiert ihren fünften Geburtstag. Anders als in den vergangenen Jahren zeichnen wir auf der diesjährigen Festveranstaltung nicht nur die Gewinner der Preisfrage aus und berufen zehn neue Mitglieder, sondern wir nehmen auch Abschied: Die zwanzig Gründungsmitglieder gehen von Bord. Eine gute Gelegenheit, einen Blick zurückzuwerfen.

Vor etwas mehr als fünf Jahren hatten unsere Gründerväter in ihrer Eigenschaft als Mitglieder der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften oder der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina zwanzig noch relativ junge Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen zu Protagonisten eines Experimentes gemacht. Eine junge Akademie sollten diese gründen, um transdisziplinär zu forschen und den Dialog mit der Gesellschaft zu pflegen.

Wenig mehr war vorgegeben, und so blieb es den zwanzig Ausgewählten selbst überlassen, eine Geschäftsordnung auszuarbeiten und verschiedene Arbeitsformen zu entwickeln. Über den Ausgang des Experimentes werden andere befinden müssen. Bereits jetzt ist klar, dass die experimentellen Bedingungen jede Menge Energie und Ideen freisetzen. Die Mitglieder der Jungen Akademie haben disziplinäre Zwischenräume erobert, Sommerschulen veranstaltet, ein dichtes Netz von Kontakten geknüpft und sich in die hochschulpolitische Diskussion eingeschaltet.

Wir möchten an dieser Stelle den Gründungsmitgliedern für das fabelhafte Fundament danken, das sie geschaffen haben. Unser Dank gilt außerdem den Mutterakademien für ihr Vertrauen sowie jenen, die den Mut und Weitblick hatten, die Junge Akademie finanziell zu fördern, also dem Bundesministerium für Bildung und Forschung und der VolkswagenStiftung.

Im zweiten Heft unseres Magazins berichten wir über eine kleine Auswahl unserer laufenden Projekte. Es geht um Berufungsverfahren und Strukturmittel, das Buchprojekt „Kind und Karriere“, die Arbeitsgruppen „The Recent History of Infectious Diseases“, „Manieren in der Wissenschaft“ und anderes mehr. Außerdem stellen wir die Enzyklopädie der Ideen der Zukunft vor, eine Vortragsreihe, die an wechselnden Orten und zu wechselnden Themen veranstaltet wird. Während traditionelle Enzyklopädien vergangenes Wissen sammeln, blicken wir mit dieser Reihe nach vorne und suchen wegweisende Ideen und Konzepte zu ergünden.

Die Zukunft der Jungen Akademie liegt in den Händen ihrer aktiven Mitglieder. Die neuen Mitglieder werden hoffentlich schnell erkennen, dass die Junge Akademie kein Haus ist, in das man einfach einziehen kann. Im Gegenteil: Jeder muss ein paar Wände und möglichst viele Türen und Fenster mitbringen. Wie die Räume der Jungen Akademie aussehen, hängt vom Erfindungsreichtum und dem Einsatz ihrer jeweiligen Mitglieder ab. Gemeinsam wollen wir in den nächsten Jahren unsere Mutterakademien davon überzeugen, aus dem zunächst nur für zehn Jahre angelegten Projekt eine dauerhafte Institution zu machen. Wir heißen die neuen Mitglieder herzlich willkommen und sind gespannt, was sie dazu beisteuern werden.

Julia Fischer

Vorstandssprecherin der Jungen Akademie



Vom Bittsteller zur Beutegemeinschaft

Der künftige Kollege als Partner im gleichen Boot

Die Diskussion um die strukturellen Schwächen der Hochschulen in Deutschland hält an. Von verschiedenen Seiten ist eine „Vollkostenfinanzierung“ oder ein „Universitätsbonus“ ins Spiel gebracht worden. Gemeint ist ein Aufschlag auf bewilligte Projektmittel. Dieses Geld kommt zunächst nicht dem Forscher direkt zugute, sondern seiner Universität. Sie finanziert damit die nötige Infrastruktur. Die Junge Akademie stellt im Sommer 2005 ein Thesenpapier für bessere Berufungsverfahren in Deutschland vor, in dem ebenfalls die Einführung von „Strukturmitteln“ gefordert wird. Julia Fischer und Giovanni Galizia sind Koautoren des Papiers.

Wie passt Ihre Idee einer Belohnung durch „Strukturgeld“ in die Debatte?

Galizia: Was die finanziellen Dinge angeht, unterscheiden wir uns nicht von den diversen Vorschlägen der jüngsten Zeit. Als Junge Akademie wollen wir durch diese Finanzierung – möge sie nun Vollkostenfinanzierung, Strukturgeld oder Overhead heißen – ein besseres Klima in Berufungskommissionen schaffen. Unserer Meinung nach verbessern sich dadurch die Auswahl der Professoren und die gesamte Stimmung bei diesen Verfahren. Strukturgeld sollte für eingeworbene Stellen vergeben werden. Dann nützt ein guter Kollege allen. Ein schlechter Kollege hingegen schadet allen, weil er der Fakultät keine zusätzlichen Gelder einbringt. Die Idee, Drittmittel mit Strukturmitteln aufzustoßen, wird Auswirkungen auf die deutsche Hochschullandschaft haben. Wir erwarten von diesem Finanzierungsinstrument einen sehr positiven Effekt für den wissenschaftlichen Nachwuchs.

Welchen Prozentsatz soll das Strukturgeld ausmachen?

Galizia: Das ist uns völlig egal, denn das ist lediglich eine Frage der Finanzierung und Umverteilung. Der Effekt bleibt der gleiche, egal wie hoch dieser Prozentsatz ist. Generell gilt: Es lohnt sich, mehr Drittmittel einzuwerben. Dieser Vorteil ist unabhängig vom Fach, wenn er an Personalmittel gekoppelt wird.

Welche Bereiche der Hochschule sollen vom Strukturgeld profitieren?

Galizia: Das Geld soll an eine größere, aber nicht beliebig große Gruppe gehen. Das kann beispielsweise die Fakultät sein, die sich in einer Berufungskommission zusammensetzt. Diese Gruppe soll von den Strukturmitteln profitieren, weil dadurch eine Interessenskohärenz entsteht.

Bei EU-geförderten Projekten werden heute bereits Overheadkosten bezahlt. An manchen Universitäten fließen die Gelder jedoch an den einzelnen Antragsteller. Eine Art Beutegemeinschaft, die nur gemeinsam gute Ergebnisse erzielen kann, entsteht daraus nicht. Erhält die Universität als Ganze die Gelder, hat das auch negative Effekte. Ein Beispiel: Der Fachbereich Philosophie muss als Fachbereich einen Vorteil davon haben, den besten Philosophen zu berufen. Denn es nützt den Mitgliedern der Berufungskommission nichts, wenn das eingeworbene Geld im Endeffekt an Wissenschaftler anderer Fachbereiche fließt.

Was bringen die Overhead-Erfahrungen in den USA für den deutschen Reformprozess?

Galizia: Ich habe beobachtet, dass die Berufungsverfahren in den USA sehr viel objektiver ablaufen, weil die Kommission genau schaut, was die jeweiligen Kandidaten für den eigenen Fachbereich insgesamt beitragen können. Die Kernfrage ist: „Wie sehr kann der neue Kollege oder die neue Kollegin unseren Fachbereich an der Universität stärken?“

Außerdem schürt der Overhead-Gedanke die Konkurrenz zwischen den Fachbereichen. Eine Fakultät, die einen Kollegen beruft, der keine Mittel einwirbt, verliert auch innerhalb der Universität, etwa bei der Ressourcenverteilung, an Renommee.

Vor diesem klar am gemeinschaftlichen Gewinn orientierten Hintergrund wird es in Berufungsverfahren sehr schwierig, subjektive Argumente gegen einen Kandidaten vorzu-

Giovanni Galizia ist seit 2005 Professor für Neurobiologie an der Universität Konstanz und war davor Associate Professor am Department of Entomology, University of California, Riverside (USA). Er gehört zur Gründergeneration der Jungen Akademie. Er arbeitet in den Arbeitsgruppen „Heureka – Evidenzkriterien in den Wissenschaften“, „Relativität“ und „Wissenschaftspolitik“ mit.



bringen – Argumente, die ich in Deutschland durchaus gehört habe. Außerdem werden die Entscheidungen transparenter.

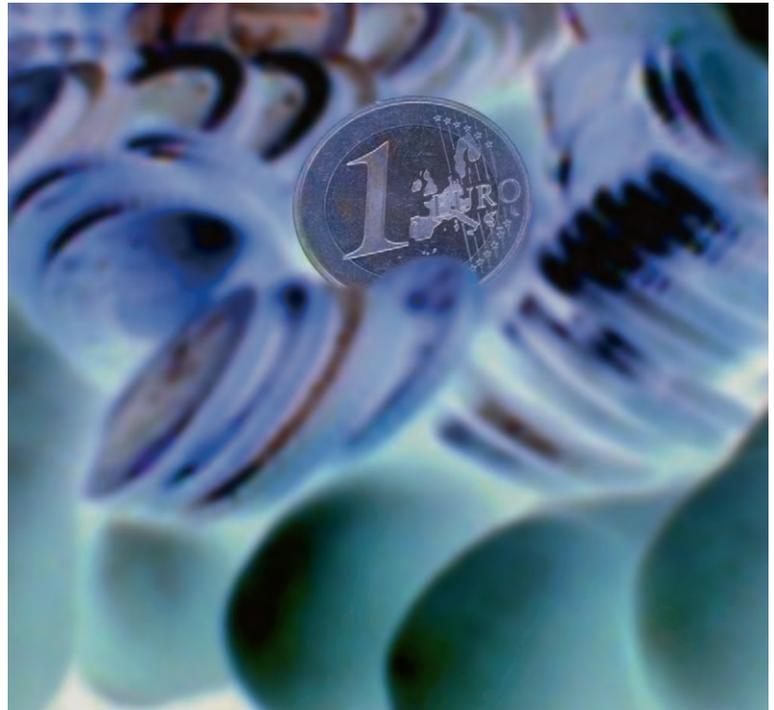
Obwohl es in der Presse, im Deutschen Hochschulverband und anderen einschlägigen Organisationen einen Konsens gibt, dass die Beförderungsverfahren dringend verbesserungswürdig sind, scheint nicht viel zu passieren. Warum geschieht so wenig?

Fischer: Die meisten Professoren gehen mit Partikularinteressen in eine Beförderungskommission: Sie wollen niemanden, der besser ist als sie selbst oder der ihnen Studierende wegnehmen könnte. Kollegen werden als Bedrohung und als Konkurrenz wahrgenommen und nicht als Ruderer im gleichen Boot. Strukturmittel sind unserer Meinung nach ein Steuerungsmittel, das dieses Bewusstsein verändern kann.

Galizia: Appelle zur Verbesserung der Beförderungsverfahren werden schon lange geäußert. Solange jedoch zwischen den Interessen der Beteiligten und diesen Appellen eine Kluft herrscht, wird sich nichts verändern. Auch die Mitglieder von Beförderungskommissionen müssen ein klares und menschliches Verfahren wollen, um am Ende die beste Person für ihren Fachbereich zu gewinnen.

Bislang interessieren sich die meisten Professoren in Deutschland nicht besonders für eine Reform des Beförderungsverfahrens. Das Hauptinteresse gilt der eigenen Forschung. Das deutsche System ist zurzeit nicht so beschaffen, dass die eigene Forschung auch von besseren Kollegen profitiert.

Fischer: Hinzu kommt, dass sich universitätsintern die leistungsorientierte Mittelvergabe immer stärker durchsetzt. Die Mittel werden nach der Anzahl der Publikationen, der Drittmittelwerbung und der Absolventenzahl vergeben. Also hat jeder Einzelne ein manifestes monetäres Interesse, keine starken Kollegen zu berufen. Deswegen brauchen wir Maßnahmen, die diesen Mechanismus ausgleichen.



Das Geld soll also der Hebel sein, der zu kooperativem und menschlichem Verhalten führt?

Fischer: Ja, wenn dadurch die Gruppe bessere Überlebenschancen hat als die Einzelnen. Ein Blick auf die letzten 30 Jahre zeigt, dass guter Wille allein nicht ausreicht. Wenn die Leute erkennen, dass sie untergehen, falls sie neben sich nur Flaschen haben, dann wird ihr Wunsch nach guten Kollegen und guten Studierenden wachsen.

Ist die persönliche Forschungsleitung eines jeden Wissenschaftlers kompatibel mit einer Beutegemeinschaft?

Galizia: Auf jeden Fall! Forscher arbeiten zunehmend weltweit vernetzt. Dabei spielt es keine Rolle, ob der Kooperationspartner auf dem gleichen Gang sein Büro hat oder in Japan oder Südafrika lebt. Beim Anreiz durch Strukturmittel geht es nicht ums Geld, sondern um die Dinge, die mit diesem Geld ermöglicht werden, wie ausreichende Lehrmittel, gute Infrastruktur für den gesamten Fachbereich bis hin zu sauberen Räumen. Diese Dinge braucht man vor Ort, die erhält man nicht im weltweiten Netzwerk von Forschern. Wenn also die Bedingungen vor Ort nicht stimmen, nützt einem das beste Internet nichts mehr.

Julia Fischer ist Professorin für Kognitive Ethologie am Deutschen Primatenzentrum und der Georg-August-Universität Göttingen. Sie ist Sprecherin der Jungen Akademie, der sie seit 2003 angehört. Die Biologin ist aktiv in den Arbeitsgruppen „Manieren“, „Wissenschaftspolitik“ sowie „Zur Deutungsmacht der Biowissenschaften“.



Fortsetzung auf Seite 6



Wie kann der freie Markt anbietender Hochschulen entstehen, den Sie fordern?

Fischer: Solange die Zahl der Nachwuchswissenschaftler hoch ist, existiert keine Marktsituation. Selbst wer hoch qualifiziert ist und sich bewirbt, hat keine Freiräume, ist quasi Bittsteller. Denn es ist verboten, mit zwei Hochschulen gleichzeitig zu verhandeln. Eine Stelle abzulehnen ist auch nicht möglich, dann gilt man als Ablehner und erhält keine weiteren Stellenangebote. Diese Verhältnisse bringen den Bewerber in eine sehr schwache Position. Es wäre besser, wenn die Verhandlungen innerhalb von vier Wochen abgeschlossen werden müssten, man aber mit zwei Hochschulen gleichzeitig verhandeln dürfte.

Galizia: Wir haben es bei diesem Thema mit kulturellen Gewohnheiten zu tun. Das sind keine Gesetze, sondern eingeschliffene Vorstellungen und Verhaltensweisen. Die Berufungskommission setzt die Regeln, ein offener Markt existiert nicht. Diese Kultur zu ändern ist schwierig. Wir wollen, dass die Kandidaten nach Eingang ihrer Unterlagen einen klaren Zeitplan erhalten, dass sie die Entscheidungsträger und ihre Kompetenzen kennen und dass sie über ihre Mitbewerber informiert werden.

Ist es nicht illusorisch, auf die Änderung der Mentalitäten zu setzen?

Fischer: Wenn eine Kommission wirklich gute Bewerber sucht und der Erstplatzierte auch an einer anderen Hochschule die Liste anführt, kann sich das Klima ändern, und die Kandidaten werden besser behandelt. Daher

ist es wichtig, dass Kandidaten an mehreren Hochschulen gleichzeitig verhandeln dürfen. Es gibt schon Ansätze an einzelnen Hochschulen. Die Leitungsebene fordert dort Fachbereiche auf, Visionen zu entwickeln. Bis dieses Denken allerdings nach unten durchdringt, dauert es.

Bislang verhalten sich deutsche Berufungskommissionen unprofessionell. Es mangelt an Bewusstsein, solche Verfahren transparent und fair durchzuführen. Dieses Verhalten spielt auch beim Thema „Karriere und Kind“ eine Rolle. Bei der derzeitigen Situation ist es für Wissenschaftlerinnen außerordentlich schwierig, Familien- und Karriereplanung unter einen Hut zu bringen.

Galizia: In Deutschland soll kein harter Markt ohne Menschlichkeit entstehen. Wir können die Erfahrungen anderer Länder wie Großbritanniens und der USA nutzen. Wo brauchen wir den Markt, wo wollen wir ihn beschränken, wo wollen wir auf weniger Bürokratie hinwirken?

□ **Das Gespräch führten:**

Uschi Heidel und Isabell Lisberg-Haag

Nicht phantastisch, aber phantasiereich

Im Dialog mit der Gesellschaft

Sind wir allein im Universum oder gibt es außerirdisches Leben? Wo wird in der Gesellschaft künftig Solidarität entstehen? Wann ist ein Mensch tot? Was können wir von der Natur für neue Technikkonzepte lernen? Alles Fragen, die für die Zukunft von Mensch und Gesellschaft hohe Bedeutung haben. Antworten darauf sucht die Junge Akademie in einer Vortragsreihe, der sie den Namen „Enzyklopädie der Ideen der Zukunft“ gegeben hat. „Mit dem Projekt grenzen wir uns bewusst von den alten Akademien ab, die bereits vorhandenes, vergangenes Wissen sammeln“, sagt die Berliner Theaterwissenschaftlerin und Koordinatorin des Projekts, Doris Kolesch. „Wir legen den Akzent auf die Zukunft, die sich bisher in keiner Enzyklopädie findet.“

Alles, was Menschen gedacht, gesehen, geschrieben haben, wurde früher in Lexika und Archiven der Akademien gesammelt. Oft blieben diese Enzyklopädien unvollendet. Der Anspruch auf Vollständigkeit ließ sich kaum erfüllen. Das Wissen häufte sich für die Autoren in zu kurzer Zeit zu schnell an. Mit der Beschleunigung der Zeit, die in der Gleichzeitigkeit der elektronischen weltweiten Kommunikation ihren vorläufigen Höhepunkt findet, hat die klassische Enzyklopädie als Hort des Wissens ausgedient. „Wissen sammeln, bewahren und für die Gesellschaft aufbereiten – an diese Tradition der Akademien knüpfen wir zwar an,“ sagt Doris Kolesch, „aber wir fragen nach Begriffen, die einen prognostischen Wert haben.“

Dabei geht es nicht um Trendforschung, etwa um die Beantwortung von Politiker-Fragen: Wie wohnen wir im Jahr 2020? Wie entwickelt sich die Bevölkerung bis zum Jahr 2030? Es geht auch nicht um Science Fiction. Der innovative Ansatz ist nicht phantastisch – aber er ist phantasiereich. Die Junge Akademie nimmt sich die Freiheit, bei aller wissenschaftlichen Exaktheit auf das Spielerische nicht zu verzichten. Das zeigt sich bereits in der äußeren Gestaltung der Enzyklopädie. Zwar sind die Stichwörter alphabetisch angeordnet – von

„Außerirdisches“ aber die Systematik brochen: Im April „Wissen“ ein, alpha-später Begriff am Anfang der Vortragsreihe. Kolesch: „Wir setzen nicht auf Vollständigkeit von A bis Z. Der Anfang ist ebenso willkürlich wie das Ende.“

bis „Wissen“ –, ist ironisch gebetisch gesehen, 2002 stand mit Vollständigkeit von A bis Z. Der Anfang ist ebenso will-

Diese Offenheit prägt das gesamte Projekt. Die Vorträge werden von Akademie-Mitgliedern angeregt und organisiert, gehalten werden sie von Wissenschaftlern ebenso wie von Publizisten, Autoren oder Künstlern. Zum Begriff „Schönheit“ referierte „Vogue“-Mitarbeiterin Ingeborg Harms, und der Künstler Sven H. Grüß präsentierte Fotos. Ort des Geschehens: eine Frankfurter Diskothek. Die Vorträge – mindestens vier im Jahr – finden in wechselnden Städten in Deutschland, Österreich und der Schweiz statt und ganz bewusst an Orten, die nicht nur ein Fachpublikum anlocken. Die Themen stoßen auf ein breites gesellschaftliches Interesse und sind eine Art Knotenpunkt für verschiedene Disziplinen und Diskurse; weshalb etwa zum Thema „Denken“ in Bonn nicht nur ein Wissenschaftshistoriker, sondern auch ein Hirnforscher zu hören war.

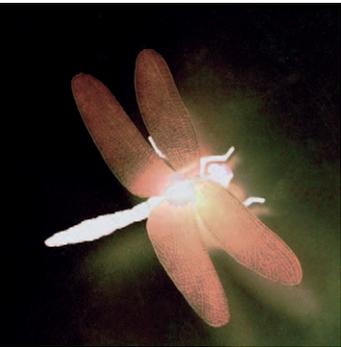
Nach den Themen „Außerirdisches“, „Bionik“, „Denken“, „Emotionen“, „Gott“, „Hirntod“, „Metapher“, „Schönheit“, „Solidarität“, „Tier“ und „Wissen“ folgt im Juli ein Vortrag über „Wasser“. Die Enzyklopädie soll in loser Folge publiziert und von Künstlern gestaltet werden.

□ Leonie Loreck



Patente aus der Natur

Was uns Libellen und Haie lehren



Kann die Natur Vorbild für Technikkonzepte der Zukunft sein? Mit dieser Frage beschäftigt sich die Bionik. Die noch junge Forschungsrichtung, deren Name sich aus den Begriffen *Biologie* und *Technik* zusammensetzt, untersucht die Konstruktionen der belebten Natur und gewinnt daraus Anregungen für technisches Gestalten. Mit ihrem wissenschaftlichen, politischen und ästhetischen Ansatz passt sie genau in die Vortragsreihe „Enzyklopädie der Ideen der Zukunft“, meint Akademie-Mitglied Jörg Müssig. Deshalb lud der Werkstoffwissenschaftler die Bionikerin Antonia B. Kesel ins Bremer „Universum“ ein, wo sie einem größeren Publikum erklärte, was die Natur der Technik zu bieten hat.

Und sie hat einiges zu bieten: Beispiel Klettverschluss. Wenn Jörg Müssig mit seinen beiden Töchtern durch den Wald spazieren geht, bleiben schon mal Kletten an ihren Hosenbeinen hängen. „Das sehen wir keineswegs als lästiges Beiwerk der Natur an, sondern wir betrachten genau, wie die Kletten haften.“ Schließlich stand für die Erfindung des inzwischen an Taschen und Kleidern weit verbreiteten Klettverschlusses die große Klette *Articum lappa* Pate. Bereits in den 1950er Jahren wurde für eine Fototasche, deren Innenfach sich mit Klettband stufenlos verstellen ließ, mit dem Slogan geworben „Der Klette abgesehen“.

Solche Beziehungen zwischen Natur und Technik verändern die Wahrnehmung von Natur, stellt Jörg Müssig fest, der am Faserinstitut Bremen e.V. den Forschungsbereich „Naturnahe Werkstoffe/Nachhaltigkeit“ leitet. Für ihn ist die Bionik eine benachbarte Wissenschaft. Der Forscher verweist auf ein frühes Beispiel für die Inspiration der Technik durch die Natur: Bei der ersten Weltausstellung 1851 in London hatte der britische Architekt Paxton den von ihm erbauten „Crystal Palace“ dem Blatt einer Riesenseerose nachempfunden. Nicht nur die ästhetische Faszination spielt bei solchen Konstruktionen eine Rolle. Vielmehr lassen sich aus dem Aufbau pflanzlicher Strukturen Prinzipien ableiten, die

Architekten und Bauingenieure für ihre Arbeit bestens nutzen können. „Aus der Struktur von Hanf- oder Faserstängeln etwa kann man das perfekte Leichtbaukonzept der Natur lernen“, sagt Jörg Müssig.

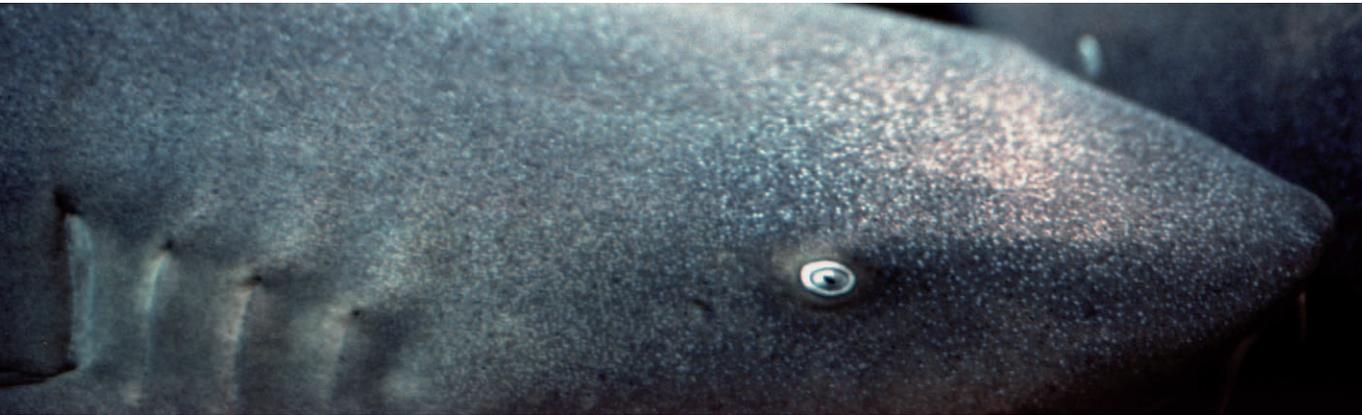
Millionen Möglichkeiten

Als Experte für Naturfasern nimmt Jörg Müssig bei der Entwicklung technischer Produkte die Stoffe direkt aus der Natur. Er hat dabei den ökologischen Vorteil im Auge. Dieser Aspekt der Umweltschonung ist für Antonia B. Kesel, Professorin für Technische Zoologie und Bionik an der Hochschule Bremen, nur ein „Nebeneffekt“. Die Bionik will in erster Linie technische Anwendungen optimieren. Dafür macht sie sich das Innovationspotenzial zunutze, das sich in der belebten Natur im Laufe von Milliarden Jahren herausgebildet hat. Biologische Werkstoffe, Strukturen und Prozesse bergen eine enorme Bandbreite an Verbesserungschancen. „Wenn wir diese in die Technik übertragen, ist unser Ziel nicht die Maximierung – also: immer schneller, höher, weiter –, sondern wir wollen verschiedene Optimierungsmerkmale in einer Struktur realisieren“, erklärt Antonia B. Kesel.

In der Natur findet sich eine Vielfalt an Problemlösungen. Es gibt zehn Millionen Spezies auf der Welt. Und jede dieser Arten hat es geschafft, sich durch eine Spezialanpassung gegen die Konkurrenz durchzusetzen. Aufgabe der Bioniker ist es, solche biologischen Konzepte zu analysieren. Zum Beispiel das der Libelle. Sie jagt, frisst, wird begattet und legt Eier – alles während des Fluges, und das seit 400 Millionen Jahren. In dieser Zeit hat sich die Funktion der ultraleichten Libellenflügel, die weniger als zwei Prozent der gesamten Körpermasse ausmachen, ständig verbessert. Antonia B. Kesel hat mit Hilfe von Versuchen in Wind- und Wasserkanälen die eigenartige Substruktur an den Hinterkanten der Flügel untersucht und festgestellt, dass das Tier dadurch die Erdanziehungskraft besser überwindet und leichter Auftrieb bekommt.

Fortsetzung auf Seite 10





Diese Struktur lässt sich auf die Flügel von Verkehrsflugzeugen, etwa den Airbus, übertragen. Die Flugzeughersteller sind interessiert, das Produkt ist sozusagen in der Einflogschneise.

„Fischhaut“ für Schiffe

Unterschiedlichste Industriezweige sind bereits auf bionische Produkte aufmerksam geworden. So setzen auch Schiffsbauer auf eine Entwicklung aus dem Bremer Bionik-Labor. Die Forscher arbeiten an einem Stoff, der Schiffsrümpfe und andere unter der Wasserlinie befindliche Oberflächen davor schützen soll, dass sich Organismen wie Seepocken oder Miesmuscheln an ihnen festsetzen. Der dichte Bewuchs bringt den Schiffen hohe Reibungsverluste. Der chemische Stoff, der bisher Schutz bot, ist hochgiftig und seit kurzem international verboten. Vorbild für die Bionik ist die Haut der Haie, an der nichts haftet. Die Haihaut ist mit kleinen Zähnen besetzt, die nicht nur leicht geriffelt, sondern auch gegeneinander beweglich sind. Ein nichtgiftiger Farbstoff, der diese Mikrostruktur und die nötige Elastizität in sich verbindet, ist im Labor inzwischen erprobt. Jetzt gilt es, das „Patent aus dem Meer“ am Schiffsrumpf auf Alltagstauglichkeit zu prüfen.

„Wir haben den Anspruch, mit unseren Produkten etwas für den Wirtschaftsstandort Deutschland zu tun“, sagt Antonia B. Kesel. Allerdings ist die bionische Forschung erst seit knapp fünf Jahren ins öffentliche Bewusstsein gelangt. Deutschland sei zwar führend in der Forschung, so die Wissenschaftlerin, aber: „Wir stehen noch ganz am Anfang.“ Am Anfang stehen die Bioniker vor allem auch bei der Ausbildung. Antonia B. Kesel leitet den ersten und weltweit einzigen „Internationalen Studiengang Bionik“ an der Hochschule Bremen. Dort wird von Beginn an interdisziplinär gelehrt und gelernt. Bisher waren Biologen und Ingenieure aufeinander angewiesen: Die Technischen Biologen erarbeiteten die Grundlagen der Forschung, Ingenieure sorgten für die Anwendung. Die Bionik-Studierenden in Bremen lernen beides.

Die junge Wissenschaft hat sich mit 22 Standorten bundesweit in dem vom Bundesforschungsministerium geförderten Bionik-Kompetenz-Netz (BIOKON) zu einer Forschungsgemeinschaft zusammengeschlossen.

<http://www.bionik-netz.de>

□ Leonie Loreck

Wettlauf mit dem Parasiten

Infektionsforschung zwischen ethischer Verantwortung und Lifestyle-Medizin

Infektionskrankheiten? Den meisten Menschen in den westlichen Industrienationen fällt dazu AIDS und SARS ein; im Zweifel trifft es glücklicherweise immer die anderen. In den Entwicklungsländern hingegen ist die ständige Bedrohung durch Tuberkulose, Malaria oder Durchfallerkrankungen tägliche Realität. Jährlich sterben weltweit 14 Millionen Menschen an Infektionskrankheiten. Dennoch ist das Interesse, neue Impfstoffe und Medikamente zu entwickeln, gering. Die Menschen in den betroffenen Ländern haben zu wenig Kaufkraft, die Bekämpfung von Wohlstandskrankheiten und Lifestyle-Problemen wie Impotenz und Haarausfall ist für die Pharmaindustrie lukrativer.

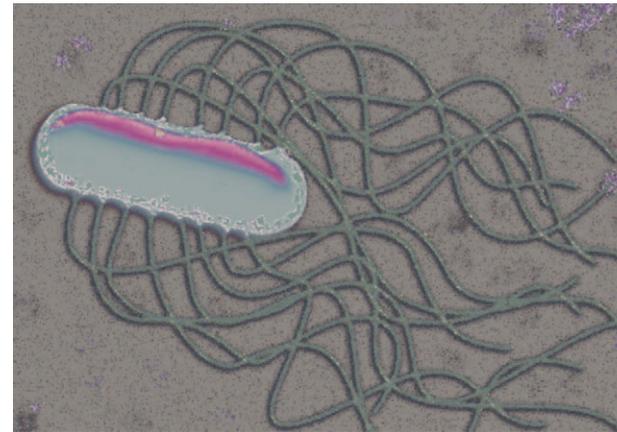
„Gerade weil bei uns die Infektionskrankheiten aus dem allgemeinen Bewusstsein verschwunden sind, ist es wichtig, das Wissen über Erreger zu bewahren und zu vermitteln“, erläutert Katja Becker. Die Medizinerin möchte mit ihren Kollegen in der Arbeitsgruppe „The Recent History of Infectious Diseases“ die letzten 50 Jahre der Infektionsforschung aufarbeiten und sichtbar machen.

Ende des 19. Jahrhunderts waren die tödlichen Bedrohungen durch Krankheiten wie Diphtherie und Tuberkulose allgegenwärtig, die Forschungen und Erkenntnisse von Louis Pasteur und Robert Koch wichtige Themen in Wissenschaft und Gesellschaft. Auch Anfang des 20. Jahrhunderts blieben ansteckende Krankheiten aktuell: Die große Verbreitung von Geschlechtskrankheiten führte zu einem breiten gesellschaftlichen Diskurs, an dem sich Politiker, Mediziner und Theologen beteiligten.

Mit fortschreitenden medizinischen Erfolgen verschwindet das Thema nach dem Zweiten Weltkrieg von der Agenda und die Zahl der wissenschaftlichen Publikationen nimmt – in Relation zu anderen Gebieten – ab. „Effektive Infektionsforschung kann heute durch ein sehr intensives interdisziplinäres Forschen gelingen. Molekularbiologen, Biochemiker, Pharmazeuten, Anthropologen, Soziologen und klinische Forscher können nur gemeinsam zu guten Er-

gebnissen kommen. Leider sieht die Realität bis auf wenige Ausnahmen anders aus“, konstatiert Katja Becker.

Ein Schritt hin zu interdisziplinärer Bewusstseinsbildung und Forschung war das Symposium „Threat of Infection“, das unter Beteiligung der Jungen Akademie im letzten Jahr stattfand. Experten aus aller Welt erörterten in Würzburg Strategien zur Erkennung, Eindämmung und Ausrottung ansteckender Krankheiten. Die Pocken und die Kinderlähmung gelten gemeinhin als ausgerottet, sie können jedoch – wie kürzlich für das Poliovirus im Jemen registriert – immer wieder ausbrechen. Deshalb waren sich die Wissenschaftler einig: Die aktive Wissensvermittlung über Infektionen und ihre Erreger muss in der Mediziner-Ausbildung wieder größeren Platz einnehmen. „Auch die intensive Aufklärung, die Bekämpfung der Impfmüdigkeit in der westlichen Welt und Seminare zur Tropenmedizin für Touristen sind sehr wichtig“, unterstreicht die Malariaforscherin Katja Becker.



Wenig Medikamente für die Dritte Welt

Nicht nur vorhandene Krankheitserreger sind gefährlich. In manchen Bereichen ist durch den wissenschaftlichen Fortschritt eine unkontrollierte Verbreitung von gefährlichen Erregern sogar leichter geworden. Jedes gute molekularbiologische Labor kann mit relativ wenig Aufwand beispielsweise neue Vienstämme herstellen, die auch Menschen befallen können; nationale und internationale Kontrollmechanismen können nur begrenzt den Missbrauch von Infektionserregern verhindern. Außerdem sind durch die unsachgemäße und breite Verwendung von Medikamenten zunehmend Resistenzen gegen Erkrankungen wie



Tuberkulose und Malaria entstanden. Die Forschung gleicht einem ständigen Wettlauf mit den Erregern. Die Weltgesundheitsorganisation WHO schätzt, dass alle fünf Jahre ein neues Medikament entwickelt werden muss, um die Resistenz-Entwicklung gegen Malaria unter Kontrolle halten zu können.

Während sich Tropen-Reisende aus der westlichen Welt ohne Probleme mit den entsprechenden Mitteln eindecken können, sind diese für die meisten der fast 1,5 Milliarden Menschen im Verbreitungsgebiet der Tropenkrankheit unerschwinglich. „Malariaforschung bekommt immer dann eine Finanzspritze, wenn die USA einen Einsatz in einer betroffenen Region planen“, hat Katja Becker in den letzten Jahren beobachtet. Ihr Kollege Heiner Schirmer vom Biochemie-Zentrum der Universität Heidelberg bringt die „globale Apartheid“ bei Krankenversorgung und medizinischer Forschung auf den Punkt: „Nicht einmal ein Prozent aller neuen Medikamente, die zwischen 1975 und 2000 die Zulassung erhielten, wurde spezifisch für Krankheiten entwickelt, unter deren Last sich die Dritte Welt quält. In Zahlen: zehn von 1.360 Präparaten!“

Schönheit hat Vorrang

„AIDS hat im 20. Jahrhundert eine große Wende gebracht, weil diese Pandemie plötzlich auftrat, sexuell übertragbar ist und es praktisch keine Heilungschancen gibt“, erläutert Katja Becker. Doch auch bei dieser Krankheit wird nicht in gleichem Umfang für alle Betroffenen geforscht. Der Bekämpfung von AIDS in Afrika – wo die meisten der 1,4 Millionen Todesopfer pro Jahr zu beklagen sind – widmet man sich bei weitem nicht so intensiv wie der in westlichen Industrienationen. Mitte der neunziger Jahre erfuhren Heiner Schirmer und Katja Becker, was profitorientierte Pharmaforschung bedeutet. Der Pharmakonzern Marion Merrel Dow hatte um 1990 begonnen, den Wirkstoff Eflornithin als Medikament zu produzieren, es war das erste Mittel gegen die tödlich verlaufende Afrikanische Schlafkrankheit seit 40 Jahren. Das Handicap war der zu

hohe Preis für die Betroffenen; zwei Jahre später kündigte der Konzern an, die Produktion einzustellen. Proteste und Eingaben der Forscher sowie der Organisation „Ärzte ohne Grenzen“ hatten keinen Erfolg. Im Jahr 2000 plötzlich die Überraschung: Ein anderes Unternehmen entwickelte ein verschreibungspflichtiges Medikament als Enthaarungscreme für Frauen, das Eflornithin enthält. Der Markt für dieses Lifestyle-Medikament war groß, das sonst sehr aufwändige Genehmigungsverfahren verlief schnell. Eine Aufbereitung des Medikaments für ein Präparat in Spritzenform, das zur Behandlung der Schlafkrankheit eingesetzt werden kann, wurde aus Kostengründen abgelehnt.

2001 stieg der Aventis-Konzern wieder in den Markt ein, nahm die Produktion von Eflornithin wieder auf und stellte in Aussicht, fünf Jahre lang kostenlos Präparate gegen die Schlafkrankheit zur Verfügung zu stellen. „Die Debatte um Eflornithin war ein Katalysator für die Selbstverpflichtung von Pharmafirmen wie Aventis, Bayer und Novartis, in Zukunft wieder ethische Präparate herzustellen“, haben Becker und Schirmer festgestellt. Ethische Medikamente sind absolut notwendige Medikamente für Krankheiten der Armut; aber es lässt sich kein Geld mit ihnen verdienen. Der Optimismus bezieht sich auf Ereignisse dieses Jahres: Der drittgrößte Pharmakonzern der Welt, Sanofi-Aventis, verpflichtete sich im April, Malaria-Medikamente zum Preis von einem Dollar pro Behandlung zu produzieren und auf die Patentierung des neu entwickelten Mittels zu verzichten. Der Chef des Pharmariesen, Jean-François Dehecq, kündigte sogar an, sein Konzern werde langfristig mit dazu beitragen, dass nicht nur 20 Prozent der Weltbevölkerung Zugang zu Basismedikamenten hätten. Ganz uneigennützig ist dieses Engagement nicht. Immer häufiger fordern Aktionäre weltweit tätiger Unternehmen die Berücksichtigung ethischer Gesichtspunkte bei der Entwicklung und Herstellung von Produkten, Firmenimage spielt bei Profitmaximierung eine wichtige Rolle.

Erfahrung der forschenden Kollegen

Das Interesse der AG „The Recent History of Infectious Diseases“ gilt nicht nur den betroffenen Patienten, sondern auch den forschenden Kollegen. Deshalb wurden rund 850 Fragebögen weltweit an erfahrene Infektionsforscher verschickt. „Wir kennen international den Stand der Forschung, möchten aber zusätzlich wissen, welche Bedingungen vor Ort herrschen und an welchen Ländern sich die Kollegen orientieren. Außerdem haben wir die Adressaten nach den zehn wichtigsten Entdeckungen in der Infektionsforschung gefragt“, umreißt Katja Becker die Initiative. In den bisher 100 ausgefüllten Fragebögen, die vor allem aus Deutschland und der Schweiz kamen, sind die „Top Ten“ der wissenschaftlichen Entdeckungen eindeutig. Der Erfinder des Penicillins Alexander Fleming und der Bakteriologe Emil Adolph von Behring werden ebenso genannt wie der Begründer der modernen Chemotherapie Paul Ehrlich oder Robert Koch. „Es sind die großen Meilensteine der letzten 150 Jahre, therapiebezogene Arbeiten, die heute für die Fachkollegen wichtig sind“, fasst AG-Mitglied Nikola Biller-Andorno zusammen.

Die Medizinerin nimmt die ausgefüllten Fragebögen als Grundlage, um historisch-ethische Fragestellungen zu beantworten. „Wären die als wichtigste Entdeckungen in der Infektionsforschung genannten Studien unter heutigen ethischen Standards möglich? Würde man solche Studien aus moralischen Gründen heute nicht oder anders durchführen? Und wie sollen wir mit Erkenntnissen umgehen, die unter anderen moralischen Voraussetzungen entstanden sind? Eine Diskussion, die zumeist im Zusammenhang mit

medizinischem Material aus der Zeit des Dritten Reichs geführt wird. Ist das, was wir heute als ethisch richtig ansehen, retrospektiv gültig?“, fragt die 34-jährige Forscherin. „Diese Fragen bewegen sich an der Schnittstelle von Geschichte und Ethik. Aber das ist der Reiz der AG, durch die interdisziplinäre Zusammensetzung ergeben sich neue Fragestellungen.“

Waren die moralischen Standards zu den Zeiten von Koch, Pasteur, Salk und Fleming so anders, wie man zunächst vermuten mag? Heute zählt die so genannte informierte Zustimmung des Patienten und die damit verbundene

PatientInnenautonomie zu den grundlegenden Prinzipien jeder diagnostischen und therapeutischen Tätigkeit. Das ist allerdings keine Errungenschaft der letzten Jahrzehnte. Bereits Anfang des 20. Jahrhunderts hatte das preußische Unterrichtsministerium mit einer Verfügung auch auf Experimente des Dermatologen Neisser mit Syphilis-Serum reagiert und die „sachgemäße Belehrung“ und Zustimmung

von Versuchspersonen gefordert. 1931 erließ das Reichsministerium des Innern Richtlinien, die „neue Heilbehandlungen mit lebenden Mikroorganismen“ nur unter der Maßgabe „relativer Unschädlichkeit“ und einer angemessenen Nutzen-Risiko-Balance als zulässig erachteten und eine besonders sorgfältige Prüfung im Falle von Forschung an Minderjährigen forderten. Ein Jahr zuvor waren bei experimentellen Tuberkulose-Impfungen 77 Kinder gestorben.

□ Isabell Lisberg-Haag



Von „Aussehen“ bis „Rezension“

Hundert Manieren der Wissenschaft

Passendes Auftreten auf Konferenzen, Wahl der Forschungsthemen, demonstrative Anwesenheit am Arbeitsplatz zu früher und zu später Stunde, Zitierkonventionen – endlos ist die Liste der Regeln und Verhaltensweisen, die in der Wissenschaft gelten, aber nirgendwo niedergeschrieben sind oder gar kritisch reflektiert werden. Wer nicht den Benimm-Kodex beherrscht, hat schlechte Karten. Welche Rolle diese „Manieren“ für die Wissenschaft und den einzelnen Forscher spielen, beschäftigt die gleichnamige AG, die sich im Sommer 2004 gründete. Zu ihr gehört die Heidelberger Ethnologin Bettina Beer.

Warum gerade das Thema Manieren? Spielt die aktuelle „Benimm“-Diskussion eine Rolle?



Es geht nicht um einen Knigge für Wissenschaftler oder Ähnliches. Unsere Auseinandersetzung mit dem Thema wurde unter anderem durch die „Grundsätze zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft angestoßen. Diese kodifizierten Verhaltensregeln erfassen jedoch nur einen kleinen Ausschnitt an Handlungen. Uns aber interessieren die nicht kodifizierten Benimm-Regeln. Wir wollen kritisch hinterfragen, was solche informellen Regeln für die Wissenschaft bedeuten, etwa im Hinblick darauf, inwieweit sie den Zugang zur Wissenschaft verhindern oder ermöglichen.

tisch hinterfragen, was solche informellen Regeln für die Wissenschaft bedeuten, etwa im Hinblick darauf, inwieweit sie den Zugang zur Wissenschaft verhindern oder ermöglichen.

Was versteht die AG unter „Manieren“?

Manieren sind ein Oberbegriff für alle nicht explizit festgelegten Verhaltensregeln. Es handelt sich um vielfältige, meist nicht trans-

parente Konventionen, Standards, Höflichkeitsformen und Fragen des wissenschaftlichen Stils. Dazu gehören Kleidungs Vorschriften ebenso wie die Frage, wem man beim Schreiben eines Vorwortes dankt.

Wie unterscheiden sich die Verhaltensregeln der scientific community von den Manieren, die im Alltag herrschen?

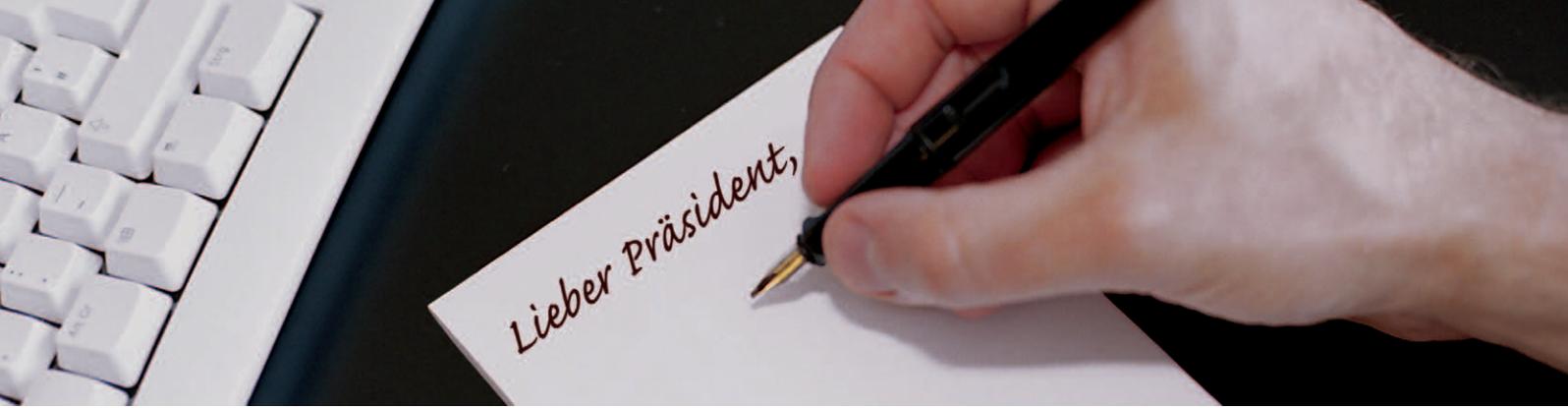
Zunächst einmal finden sich große Überlappungen, wie beispielsweise beim Danken. Danken ist ein allgemeines kulturelles Phänomen, wird aber in der Wissenschaft spezifiziert. Ähnlich bei den Kleidungsregeln. Auch sie gelten im Alltag und nehmen in der Wissenschaft lediglich eine etwas andere Form an, abhängig von der jeweiligen Disziplin. Als Ethnologin würde ich auf einer Tagung einen Vortrag nicht im Kostüm halten. In anderen Disziplinen kann es genau umgekehrt sein.

Wer setzt in der Wissenschaft fest, welche Manieren „richtig“ sind?

Wie überall bestimmen auch in der Wissenschaft die Personen, die zu einer sozialen Gemeinschaft gehören, den Verhaltenskanon. Sie bestimmen, wie man sich zu benehmen hat und letztlich wer neu hinzukommen darf und wer nicht – also eine Art Zugangsmodus. Das führt uns auch zur Frage nach der sozialen Gerechtigkeit. Wer bereits im Elternhaus bestimmte Manieren lernt, hat später häufig einen leichteren Weg nach oben als derjenige, der aus einem weniger günstigen Bildungsumfeld stammt. „Manieren“ ist eigentlich ein zu schwaches Wort. Vielmehr handelt es sich um Regeln des Umgangs, die selbstverständlich und selbstbewusst angewandt werden.

Was wäre ein typisches Beispiel für richtige Manieren in der Wissenschaft?

In bestimmten Fächern ist der USA-Aufenthalt die ritualisierte Eintrittskarte in den Wissenschaftsbetrieb. Außerdem muss der Lebenslauf, der jetzt nur noch CV genannt wird, in bestimmter Weise gestylt sein. Ein anderes



Beispiel betrifft das Vorwort: Darin vermittelt der Verfasser seinen Kollegen, mit welchen wichtigen Personen und Institutionen er in Kontakt steht.

Gelten bei Naturwissenschaftlern andere Regeln als bei Geisteswissenschaftlern?

Ja, grundsätzlich sind die Unterschiede groß – nicht nur zwischen den Disziplinen, sondern auch von Ort zu Ort; hinzu kommt ein Wandel durch Moden und zeitbedingte Anschauungen, der die Regeln nur noch komplexer macht. Ich denke an den Vortragsstil. Für Naturwissenschaftler ist es völlig selbstverständlich, mit Powerpoint-Präsentation zu arbeiten und Argumentationen in einer bestimmten Art und Weise zu strukturieren. Bei den Geisteswissenschaftlern ist es immer noch üblich, sich eng an ein ausformuliertes Vortragsmanuskript zu halten. Zunehmend dominieren Vortragsstile und Erwartungen, die aus den Naturwissenschaften kommen. Sie werden anderen Fächern regelrecht aufgedrückt. Das empfinde ich nicht unbedingt als Vorteil. Komplexe sprachliche Formulierungen werden verkürzt auf Stichpunkte – dadurch geht die Vielfalt verloren. Ich befürchte, das hat auch Einfluss auf den Inhalt – wie überhaupt diese Stilfragen stets mit bestimmten Qualitätskonzepten gekoppelt sind. Stil und Inhalt lassen sich eben auch in der Wissenschaft nicht trennen.

Oft werden Manieren erst dann ein Thema, wenn Tabus gebrochen werden ...

Ja, aber das kommt in der Wissenschaft selten vor. Das wagt einfach keiner. Allein schon aufgrund des Kampfes um die knappen Ressourcen hält sich jeder an die Spielregeln. Wir haben neulich hundert Lebensläufe durchschauen müssen. Es war verblüffend, wie normiert diese sind.

Warum werden Verhaltensregeln, die im Wissenschaftsbetrieb teilweise überlebenswichtig sind, nicht schriftlich fixiert und offen diskutiert?

Die Leute gehen so selbstverständlich mit diesen Erwartungen um, dass kein Bedarf besteht, sie niederzuschreiben. Die Kunst für Einsteiger besteht darin, jemanden zu finden, der sie in die informellen Regeln einweist. Dadurch werden Betreuungsverhältnisse und Mentoren sehr wichtig. Gerade in der Wissenschaft muss man einen sehr langen Weg zurücklegen, auf dem man in viele Fettnäpfchen treten kann.

Den wenigsten im Wissenschaftsbetrieb ist überhaupt bewusst, nach welchen informellen Regeln sie und andere agieren und reagieren. Ihnen fehlt der Abstand. Insofern ist es ein Vorteil unserer AG, dass wir aus verschiedenen Disziplinen kommen und gegenseitig die Regeln und Konventionen der anderen betrachten. Mit diesem etwas entfremdeten Blick sehen wir mehr.

Wie nähert sich die AG den Manieren?

Zum Beispiel mit einem Lexikon zu „Hundert Manieren der Wissenschaft“. Unter Stichwörtern wie Arbeitszeit, Aussehen, Danksagung, E-Mail oder Rezension werden Leser pointierte, zum Teil witzig geschriebene Artikel finden. Diese sollen knapp, prägnant, anschaulich und unterhaltend sein. Nicht nur Mitglieder der Jungen Akademie werden für das Lexikon schreiben, sondern auch externe Fachleute. Außerdem wollen wir eine Sammlung von Empfehlungen herausbringen. Diese wird auch die Unterschiede zwischen den Disziplinen abbilden. Wir wollen ungeschriebene Regeln transparenter machen sowie sinnlose einengende Normierungen und hegemoniale Ansprüche einzelner Disziplinen oder wirtschaftlicher Modelle in der Wissenschaft in Frage stellen.

□ Das Gespräch führte: **Uschi Heidel**

Vom Glück der Vielsprachigkeit

Die Gewinner der Preisfrage 2004

Wer auf die vierte Preisfrage der Jungen Akademie „Welche Sprache spricht Europa?“ eine eindeutige Antwort erwartet hat, wird enttäuscht. Die 287 Teilnehmer im Alter von zehn bis 82 Jahren kamen zu höchst unterschiedlichen Ergebnissen. Von der Sprache des Geldes war ebenso die Rede wie von der Sprache der Freiheit und der Vernunft oder – wenig verwunderlich – von Englisch.



Daniela Dröscher, die mit ihrem Essay „Über die Ermordung der Butterblume“ den 1. Preis erzielte, führt zwei Überlegungen zusammen. Sie schreibt: „Europa spricht nicht eine, sondern immer schon viele Sprachen; und: Ich kann die Stimme Europas nicht hören.“ Die 27-Jährige hat sich den Text „von der Seele“ geschrieben, zwei Tage vor Abgabeschluss am 31. Dezember 2004. „Ich habe die Frage als gleichzeitig politisch und privat verstanden. Das hat mich gezwungen, Stellung zu beziehen – eine gute Übung für einen unpolitischen Menschen wie mich“, sagt Daniela Dröscher, die über ein philosophisches Thema am Institut für Künste und Medien der Universität Potsdam promoviert.



Ihr Essay ist ein Aufruf, eine gemeinsame starke Stimme in Europa zu finden, die sich aus vielen Teilen zusammensetzt und Platz für unterschiedliche Ansichten bietet. „Was täten wir im sprachlosen Paradies, das auch die Abwesenheit aller Differenz bedeutet?“ Die Doktorandin sieht diese „zutiefst heterogene Stimme Europas nie möglicher als heute.“ Gleichzeitig beklagt sie den ewigen europäischen Diskurs, der ihr zu ängstlich und zögerlich ist. Europa bringe sich durch seine Verzagtheit und unermüdliche Selbstkritik zum Verstummen.

„Mehr Mut“, lautet also ihr Appell an Europa. Da sich die kollektive Stimme Europas aus vielen zusammensetzt, beginnt sie bei sich selbst und gibt sich in ihrem Essay, neben philosophischen und politischen Ausführungen, als Privatperson zu erkennen. „Das hat Überwindung gekostet, ist aber die konsequente Fortsetzung des Appells, mutiger zu sein, etwas von sich zu zeigen. Man positioniert sich in

Freundschaften, in der Familie, dort lernt man, Haltung zu beziehen. Daraus erwächst mehr als die Summe der Teile – die Stimme Europas“, sagt Daniela Dröscher.

Blockhaus-Sauna oder bauchfrei?

Die meisten Einsendungen, die die Junge Akademie als Antwort auf die Preisfrage erhielt, waren Texte (insgesamt 204), darunter Essays, Gedichte und Theaterstücke. Es kamen aber auch Gemälde, Skulpturen, Videos, Gesellschaftsspiele und Fotos in Berlin an. Mit dem Fotoalbum „Die Europäerin“ erzielte Mareike Hölter den 2. Preis. Die 27-jährige Kommunikationsdesignerin und Fotografin fragte 50 Deutsche nach ihren Vorurteilen über die europäischen Nachbarn und schrieb diese auf. Die Klischees nutzte sie als Ideen für ihre Verkleidungen. So entstanden 17 Portraits von europäischen Frauen: Eine Hausfrau in Kittelschürze, mit rosa Lockenwicklern im Haar, poliert den Mercedes-Stern – eine Deutsche, ganz klar. Eine Frau mit Wollmütze lehnt an einer Blockhaus-Sauna und spricht in ihr Nokia-Handy – so sehen doch Finninnen aus, oder nicht? Und wer trägt wasserstoffblond gefärbte lange Haare und zum bauchfreien Oberteil einen kessen Minirock, Netzstrümpfe und ein goldenes Täschchen – wenn nicht die Polin, wer dann?



Fotos: Mareike Hölter



„Ein humorvolles Bild für die europäische Einheit in der Vielfalt, die wir nur selbst verkörpern können“, urteilt die JA-Jury über den Beitrag der Berlinerin. Mareike Hölter beschäftigt sich seit der EU-Erweiterung im Mai 2004 mit dem Thema Europa: „Wer sind wir als Europäer? Gibt es den Europäer oder die Europäerin?“ Mit Hilfe der Klischees konnte sie den Deutschen einen Spiegel vorhalten, denn die deutschen Vorstellungen sind in den stereotypischen Verkleidungen gebündelt. Gerne hätte Mareike Hölter alle EU-Staaten dargestellt, aber dafür fehlte die Grundlage: „Zu einigen Ländern fielen meinen Interviewpartnern noch nicht einmal Vorurteile ein, so wenig wissen wir über unsere Nachbarn“, sagt sie. Deshalb kommt es ihr auch nicht in den Sinn, sich selbst als Europäerin zu bezeichnen.

Einschluss statt Ausschluss

Das empfindet Jürgen Sikora ganz anders. „Ich bin Kölner und Europäer und Deutscher – in dieser Reihenfolge“, sagt er. Wie Mareike Hölter hat auch er sich mit der europäischen Identität beschäftigt – in einem wissenschaftlichen Aufsatz, den die JA mit dem 3. Preis auszeichnete. Der 31-Jährige studierte Philosophie, Psychologie und Pädagogik und habilitiert zurzeit im Fach Geschichte an der Universität zu Köln. Sprache versteht er in seinem Beitrag nicht als das gesprochene Wort, sondern als „umfassende Tätigkeit von Sprechakten, als Kommunikationsinstrument, das politische Relevanz hat.“

Jürgen Sikora geht also von der Frage aus, mit welcher gemeinsamen politischen Stimme Europa spricht – darin liegt für ihn die europäische Identität begründet. Durch den anhaltenden kulturübergreifenden Dialog habe

diese Stimme an Kraft gewonnen. „Was Europa in den vergangenen 50 Jahren geschaffen hat, ist einmalig in der Geschichte“, sagt der Wissenschaftler. Der bis heute erfolgreiche Einigungsprozess ist aber nur sein Ausgangspunkt.

Der Kölner fordert in seiner Abhandlung, ergebnisoffene Beitrittsverhandlungen mit der Türkei, denn sie sei „Teil eines bereits Jahrzehnte währenden Dialogs einer europäischen Sprach- oder Kommunikationsgemeinschaft.“ Er sieht die EU nicht nur in der Lage zum Diskurs, sondern macht darin gerade die Stärke der Staatengemeinschaft aus und sagt: „Wenn man nicht mit seinen Nachbarn spricht, dann ist das politisch kontraproduktiv. Letztlich können wir die Reformprozesse in der Türkei nur durch einen gemeinsamen Dialog vorantreiben.“ An diesem Punkt treffen sich seine Ansichten mit denen der Erstplatzierten Daniela Dröscher. Sie argumentiert: „Europa hält es aus, mit problematischen Kandidaten umzugehen – Einschluss ist in jedem Fall besser als Ausschluss.“ Jürgen Sikora formuliert es so: „Beziehen wir unsere Freunde in den Dialog mit ein – nicht bloß als ‚privilegierte Partner‘, sondern als gleichberechtigte Diskursteilnehmer. Denn das ist die Sprache, mit der Europa zu sprechen versteht.“

□ Katja Spross

Preisfrage 2005: „Wo bleibt die Zeit?“

Einsendeschluss ist der 31. Dezember 2005
(Datum des Poststempels)

Geschäftsstelle der Jungen Akademie
Stichwort „Preisfrage“
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Telefon: 030/203 70-650, E-Mail: office@diejungeakademie.de
Informationen: www.diejungeakademie.de/preisfrage/2005

Karriere und Kind

Bunte Mischung weiblicher Vorbilder



Deutschland gehört sicherlich nicht zu den Ländern, in denen es einer Frau leicht gemacht wird, Karriere und Kind zu verbinden. Ein wesentlicher Grund liegt im Mangel an Betreuungsmöglichkeiten, ein anderer Grund ist die fehlende Akzeptanz der Gesellschaft für arbeitende Mütter, die Karriere machen wollen. Hinzu kommt ein drittes, wiederum von der Gesellschaft gemachtes Problem: In vielen Fällen wird noch nicht selbstverständlich akzeptiert, dass das Problem, wie Karriere und Kind in Einklang gebracht werden können, kein Problem der Frau allein, sondern auch oft des Partners ist oder zumindest sein könnte.

Als Abiturientin fiel mir damals die Entscheidung, in welchem Fach ich mich an der Universität einschreiben sollte, nicht gerade leicht. Mein Traum war es, Chemie zu studieren, doch von überall hörte ich: „Ach, das ist doch nichts für dich als Frau, denn schließlich möchtest du doch Kinder haben. Und wie willst du dich als Chemikerin auch noch um Kinder kümmern?“ Ich war hin- und hergerissen. Es schien, als ob die Entscheidung für ein Studium der Altphilologie fallen sollte, um später als Lehrerin einen familien-konformen Alltag planen zu können. Erst kurz vor Semesterbeginn verwarf ich all diese Überlegungen und dachte: „Es kann einfach nicht sein, dass man seinen Traum aufgrund der Meinungen anderer nicht verwirklicht. Nun erst recht studiere ich Chemie!“ Es sind eben erst die Frauen selbst, die beweisen müssen, dass es irgendwie geht, Karriere und Kind zu vereinbaren.

Die Entscheidung wäre mir damals deutlich einfacher gefallen, wenn ich ein paar weibliche Vorbilder gehabt hätte, die mir unterschiedliche Möglichkeiten für ein Karriere-Kind-Modell gezeigt hätten. Die meisten Frauen jedoch, die ich kannte und denen ich im Laufe meines Studiums begegnete, waren wenig ermutigende Beispiele: Entweder hatten sie Karriere ohne Kind gemacht oder sie waren eines Kindes wegen aus der Karriere ausgestiegen. Sind das in der Tat die Alternativen?

Zum Glück gab und gibt es Gegenbeispiele. Heute haben rund 40 Prozent der Frauen, die einen Hochschulabschluss haben, Kinder – allerdings muss man diese Akademikerinnen in Fächern, die ohnehin eine geringe Frauenquote aufweisen, erst einmal finden. In der gesamten Gesellschaft liegt der Anteil der Frauen, die Kinder haben, deutlich höher als 40 Prozent, so dass die Vermutung nahe liegt, dass viele Akademikerinnen einen wichtigen Teil der persönlichen Lebensplanung – entweder das Kind oder die Karriere – aufgegeben haben.

Die Wissenschaftlerin im Fokus

Ähnlich wie ich setzen sich auch Nikola Biller-Andorno und Min Ae Lee-Kirsch aus der AG Wissenschaftspolitik der Jungen Akademie mit der Frage auseinander, ob und wie eine Tätigkeit in der Wissenschaft mit dem Muttersein vereinbar sein könnte. Beide sind bereits Mütter von zwei oder drei Kindern und haben Erfahrungen gesammelt. So entstand vor zwei Jahren die Idee, einige der nicht allzu zahlreichen Vorbilder, die sich auf das Unterfangen „Karriere mit Kind“ eingelassen hatten, gebündelt zu präsentieren. Wir wollten uns dabei auf weibliche Vorbilder aus der Wissenschaft konzentrieren. Dabei war uns klar, dass der Beruf der Wissenschaftlerin nicht der einzige ist, in dem Frauen auf erhebliche Herausforderungen stoßen, sobald sie Kinder haben oder haben möchten. Die Konzentration auf den Karriereweg der Wissenschaftlerin schien uns legitim, ohne



damit die Problematik der Vereinbarkeit von Karriere und Kind allein für diesen Bereich reklamieren zu wollen.

28 Erfahrungsberichte

Nun war guter Rat teuer, denn es mussten genügend Wissenschaftlerinnen verschiedener Disziplinen mit Kind(ern) gefunden werden. Zudem machten wir uns Gedanken über das Format. Der Zugang zu der Thematik sollte bewusst kein sozialwissenschaftlicher, sondern ein narrativer sein; nur eine sozialwissenschaftliche Einführung und ein entsprechendes Nachwort sollten die individuellen Erfahrungsberichte einrahmen.

War es sinnvoll, alle Wissenschaftlerinnen um einen Erfahrungsbericht zu bitten? Wir befürchteten, dass uns einige Frauen eventuell deshalb keinen Bericht schreiben würden, weil ihnen schlicht und einfach die Zeit fehlte. Aus diesem Grund haben wir es den Frauen freigestellt, einen eigenen Beitrag zu verfassen oder sich in einem Interview zu äußern. Wir hatten großes Glück: Fast alle Frauen, die wir angeschrieben hatten, sagten zu. Etwa die Hälfte entschied sich für die Form des Interviews. Diese Interviews hat die

Göttinger Medizinerin Anna-Karina Jakovljević geführt, die damit als vierte Herausgeberin mit im Bunde war.

Wir Herausgeberinnen waren überrascht von der belebenden Vielfältigkeit der Beiträge, die bei der Jungen Akademie eingingen. Auch die Interviews zeigen sehr unterschiedliche Perspektiven zum Thema auf. Entstanden ist eine bunte Mischung von 28 Beiträgen – vom wohlformulierten Essay bis zur wissenschaftlichen Studie.

Erst vor kurzem kam eine angehende Doktorandin zu mir und meinte, sie hätte sich zwar sehr auf die Promotion gefreut, könne jedoch leider nicht mehr weiterforschen, denn sie sei schwanger und müsse umplanen. Ich habe lange mit ihr gesprochen und ihr das Buch zum Lesen gegeben. Nun hat sie sich doch entschieden, die Promotion zu beginnen. Wir hoffen, dass diese Erfahrungsberichte Wissenschaftlerinnen auch zukünftig nicht zu einer Entweder-oder-Entscheidung, sondern vielmehr zu einem Sowohl-als-auch ermutigt.

□ Katharina Landfester

Literatur:

Biller-Andorno, N.;
Jakovljević, A.-K.;
Landfester, K.;
Lee-Kirsch, M.A. (Hrsg.),
Karriere und Kind.
Erfahrungsberichte von
Wissenschaftlerinnen,
Frankfurt a.M.,
Campus Verlag, Mai 2005

Von Schuld und Sühne und männlichen Einparkkünsten

Zur Deutungsmacht der Biowissenschaften



Was ist schön? Wer kann diese Frage beantworten? Die Ästhetik? Die Kulturwissenschaften? Die Evolutionsbiologie? Vielleicht empfinden wir Bilder von Savannen deshalb als schöner als solche von düsteren Wäldern, weil unsere Vorfahren im täglichen Überlebenskampf einen klaren Vorteil hatten, wenn sie Orte, die alles Lebenswichtige boten, anderen vorzogen. Zahlreiche Merkmale von Organismen lassen sich evolutionsbiologisch erklären, und vielleicht auch menschliches Verhalten – beispielsweise, auf welcher Grundlage wir ästhetische Urteile fällen. Zunehmend wird die Evolutionstheorie herangezogen, um Phänomene zu erklären, die nicht immer schon in die Domäne der Biologie fielen.

Wer ist schuld? Wenn X den Y erschlägt, dann ist X schuld – jedenfalls dann, wenn er es auch hätte sein lassen können. Wenn X dagegen dazu gezwungen war und gar nicht anders konnte, dann ist eventuell jemand als Drahtzieher zur Rechenschaft zu ziehen. Nun berichten aber die Neurowissenschaften von Hirnzuständen, die menschlichem Verhalten vorangehen und dieses festlegen. Demnach sieht es so aus, als sei nicht X, sondern als seien bestenfalls seine Hirnzustände zur Rechenschaft zu ziehen. Auch die Hirnforschung bietet Erklärungen für Phänomene wie Schuld und Verantwortung, die nicht immer schon biologisch zu deuten waren.

Evolutionsbiologie, Molekularbiologie und Neurowissenschaften gelten als die heutigen Leitwissenschaften. Nicht anders als im Falle der Leitkultur ruft ein solcher Anspruch unterschiedliche Reaktionen hervor. Während

die einen im Namen der Einheit der Wissenschaften begrüßen, dass Ethik und Ästhetik eins werden, nämlich in der Biologie, beklagen andere einen biowissenschaftlichen Imperialismus, der weder ethischen noch ästhetischen Phänomenen gerecht werde.

Vor diesem Hintergrund haben sich in der AG „Deutungsmacht der Biowissenschaften“ Biologen und Kulturwissenschaftler, Mediziner und Philosophen zusammengefunden. Sie fragen: In welchen Bereichen existiert überhaupt ein biowissenschaftlicher Deutungsanspruch, der weit über das traditionelle Gebiet der Biologie hinausreicht? Was ist von solchen Deutungsansprüchen zu halten? Was sagt eine solche Deutungsmacht darüber, wie wir uns selbst deuten?

Zunächst diskutierten die JA-Mitglieder ihre eigenen Arbeiten zu dieser Thematik wie auch populärwissenschaftliche Literatur, die solche Ansprüche transportiert. Schließlich interviewten sie Wissenschaftler, die an der Schnittstelle von Biowissenschaften zu anderen Disziplinen forschen – wie den Neurowissenschaftler Wolf Singer und den Entwicklungspsychologen Paul Baltes. Außerdem sprachen sie mit dem amerikanischen Philosophen Daniel Dennett sowie der amerikanischen Anthropologin Meredith Small.

Auf dem Prüfstand

Im Januar nahm die AG auf einer zusammen mit der Gottlieb Daimler- und Carl Benz-Stiftung organisierten Konferenz in Ladenburg die Deutungsansprüche der Biowissenschaften kritisch unter die Lupe. Auch Texte der AG-Mitglieder kamen auf den Prüfstand externer Experten. Daraus entwickelten sich Diskussionen zu vielfältigen Deutungsversuchen:

Strafe setzt Schuld voraus, urteilt der Bundesgerichtshof. In der Debatte mit Wolf Singer und dem Strafrechtler Reinhard Merkel ging es um die Frage, ob das Strafrecht auch einen freien Willen voraussetzt. Felix Thiele, JA-Mitglied und Philosoph, vertrat dabei die

Position, dass es entscheidender sei, genau sagen zu können, unter welchen Umständen jemand nicht oder nur vermindert schuldfähig ist. An diesem Punkt könnten die Neurowissenschaften auf die Rechtsprechung gegebenenfalls Einfluss nehmen, nicht aber durch die Zurückweisung eines freien Willens, der gar nicht vorausgesetzt werde.

Und wie sieht es mit der Relevanz der Neurowissenschaften für die Didaktik aus? Muss eine erfahrungsbasierte Didaktik Hirnprozesse studieren, um zu wissen, wie wir am besten lernen? Der Neurobiologe Martin Korte, ebenfalls JA-Mitglied, und Manfred Spitzer, Professor für Psychiatrie, diskutierten, wie gut abgesichert die Ergebnisse der Neurowissenschaften selbst sind, auf die sich die Didaktik möglicherweise stützen könnte.

Eine andere brennende Frage: Können Männer besser einparken als Frauen? Falls ja: Liegt das vielleicht daran, dass die Einschätzung räumlicher Abstände für unsere männlichen Jäger-Sammler-Vorfahren so wichtig war? Unter welchen Bedingungen nun kann die evolutionäre Psychologie akzeptable Erklärungen für menschliches Verhalten liefern? Darüber setzten sich der AG-Sprecher und Philosoph Andreas Hüttemann und der Soziobiologe Eckart Voland auseinander. Strittig war, ob Verhalten, das von Faktoren abhängt, die in der Evolutionsgeschichte keine Rolle gespielt haben, evolutionsbiologisch erklärt werden kann.

Wie verhält es sich mit der Deutungskompetenz der Biowissenschaften für die Kultur? Besitzen Affen Kultur? Immerhin salzen manche ihre Kartoffeln, bevor sie sie verzehren – indem sie sie in Salzwasser waschen. Oft wird wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass Menschen durch ihre Fähigkeit zur Kultur ausgezeichnet sind. Versuche aber, kulturelle Phänomene biologisch zu deuten, scheinen die Unterschiede zwischen Mensch und Tier einzuebnen. Immerhin behaupten Ethologen, Schimpansen und andere Tiere hätten Kultur. Die Biologin Julia Fischer und die Kultur-



wissenschaftlerin Doris Kolesch, beide aktiv in der AG, waren anders als die Züricher Biologin Barbara König skeptisch: Ist der Kulturbegriff der Ethologen – Kultur ist das, was sozial erlernt wird – mit einem geisteswissenschaftlichen Begriff von Kultur, wonach Kultur mit der Konstruktion von Symbolen zu tun hat, so eng verwandt, dass er das Verhältnis von Mensch und Tier beschreiben kann?

Außerdem wurde diskutiert, inwiefern Moral letztlich als biologisches Phänomen betrachtet werden kann. Vor dem Hintergrund gescheiterter Versuche einer stimmigen Antwort führt JA-Mitglied Christoph Halbig neben der „ersten“ Natur des Menschen, die sich vollständig naturwissenschaftlich beschreiben lasse, eine „zweite“ an. Diese sei zwar Resultat der „ersten“ Natur, so der Philosoph, entziehe sich aber einer naturwissenschaftlichen Beschreibung. Naturwissenschaftlerin und Nobelpreisträgerin Christine Nüsslein-Volhard hält dagegen, dass die naturwissenschaftliche Methodologie eine solche grundsätzliche Grenze, an der das Nachfragen aufhört, nicht akzeptieren könne.

Deutlich wird auf alle Fälle eines: Solange darüber diskutiert und gestritten wird, ob dieses oder jenes Phänomen angemessen interpretiert oder erklärt wurde, solange kann es die Deutungshoheit einer einzelnen Disziplin nicht geben.

www.diejungeakademie.de/ag/biowissenschaften/interviews

□ Andreas Hüttemann

Auf Wiedersehen!



Jens Beckert: „Zwei Erfahrungen stechen für mich aus fünf Jahren Mitarbeit in der Jungen Akademie hervor: Einmal die Beteiligung an der »Erfindung« der Jungen Akademie durch den selbstständigen Aufbau sämtlicher unserer Aktivitäten und Strukturen. Und dann die Gespräche unter uns. Hier findet Transdisziplinarität im allerbesten Sinn statt.“



Thomas Carell: „Die Junge Akademie ist eine laute Stimme der wissenschaftlichen Jugend geworden. Eine Stimme, die wahrgenommen und ernst genommen wird.“



Die Stimme artikuliert als einzige fächerübergreifend die Sorgen und Nöte des wissenschaftlichen Nachwuchses. In einer Zeit, in der auch in Deutschland der Nachwuchs selbstständiger werden darf, hat es mir riesigen Spaß gemacht, an der Jungen Akademie teilhaben zu können.“



Heike Luise Pahl: „In den Jahren meiner Mitgliedschaft in der Jungen Akademie habe ich drei Söhne zur Welt gebracht und 33 Artikel publiziert. Vorher hätte ich nie gedacht, dass diese Kombination möglich ist. Es war eine besonders glückliche, erfüllte und ereignisreiche Zeit. Dank an alle, die mich mit Verständnis und Entgegenkommen unterstützt haben.“



Rainer Maria Kiesow: „Kein Kommentar.“

Peter Forster: „Wie wird es weitergehen mit der Jungen Akademie? Ich habe zunächst Pläne entworfen, aber dann wieder leise weggelegt.“

Meiner Ansicht nach können die alten Hasen den Jungen keine Ratschläge mitgeben, jeder muss seine eigenen Erfahrungen machen und seine eigenen Schlüsse ziehen. Aber als alter Hase kann ich nun unseren Gründern dankbar bestätigen, dass sie mit ihrer Vision des Vertrauens, sowohl wissenschaftlich als auch finanziell, in jedem ernannten Mitglied eine Goldader an innovativer Forschung freilegen können.“





Martin Korte: „Nun kann ich gehen, gehen lernen nicht mehr.“ W. Benjamin, „Berliner Kindheit um neunzehnhundert.“



Eva-Maria Engelen: „Die JA ist ein Ort der akademischen Freiheit. Weder sind akademische DIN-Normen einzuhalten, noch beherrschen überwiegend ökonomische Zwänge das Tagesgeschäft.

Fachwissenschaftliche Diskurse können nicht sicher vor Nachfragen sein, da man auf keinerlei Selbstverständnisse zurückgreifen kann. Weil fachspezifische Denkweisen neu gefasst werden müssen, kann sich daraus auch in Bezug auf das eigene Fach ein anderer Blick ergeben.“

Alexandra Freund: „Neue theoretische und methodische Horizonte haben sich mir erschlossen, die meine Forschung auf neue Gleise gesetzt und bereichert haben, sowie die Vernetzung mit Wissenschaftlern außerhalb der eigenen Disziplin. Allein, rein aus karriere-technischen Gründen, bringt es mir etwas, Physiker, Rechtshistoriker oder Wolkenforscher zu kennen? Jenseits des sozialen Aspektes und der Allgemeinbildung? Nicht, dass ich diese Aspekte unterschätze, ich finde es toll, dass ich diese Leute habe kennen lernen dürfen, aber mein Kollegen-Netzwerk, das muss ich mir doch unter den Gleichfachlichen suchen. Was also hat mir die JA gebracht? Viel, sehr viel! Nur: 500 Zeichen reichen da nicht.“



Andreas S. Schulz: „Hat die JA mich wissenschaftlich weitergebracht? Zu einer Veröffentlichung geführt? Meiner Karriere geholfen? Mich zu interdisziplinären Vorhaben bewegt? Nein. Dennoch erachte ich die JA als sinnvoll. Der Wert einer guten Idee läßt sich nicht notwendig quantitativ messen, und auch nicht immer unmittelbar. Dass BBAW/Leopoldina ein Forum geschaffen haben, in dem sich jüngere Wissenschaftler verschiedenster Fachrichtungen austauschen können, ist für mich der wichtigste und positivste Aspekt der JA.“



Sebastian Conrad: „JA-Aktivitäten im Rahmen der AG »Das Irrsal hilft.«“



Felix von Oppen



Heike Solga: „Die interessanten Diskussionen in der Jungen Akademie werden mir sicherlich fehlen, denn im Uni-Alltag ist eine inhaltliche Diskussion über die Fächer(gruppen)grenzen hinaus nur schwer zu finden.

Sollte ich solche Diskussionszusammenhänge in Göttingen finden, sind mein Interesse und meine Dialogfähigkeit sicherlich ausgeprägter als vor fünf Jahren.“



Margit Knoblauch: „Die Zeit mit der Jungen Akademie war spannend, inspirierend und oftmals überraschend. Die Akademie ist ein einzigartiges Forum zur interdisziplinären Zusammenarbeit für junge Wissenschaftler.“



Milos Več: „50-mal Interdisziplinarität, Neugier, Offenheit. Die Junge Akademie bot ein Umfeld, das geprägt war von all dem, was ich mir als Wissenschaftler erträume: professionelle AGs, vielfältige Themen und echtes Interesse. Es waren wunderbare Jahre. Ich hätte gerne noch so viele Projekte mit Euch gemacht!“



Giovanni Galizia: „Fünf Jahre Junge Akademie sind rasend schnell vorbeigegangen – heißt das, ich bin nicht mehr jung? Vielleicht – aber vor allem: Ich werde andere Mittel suchen und finden müssen, um weiterhin in Kontakt mit Geisteswissenschaften, Sozialwissenschaften und anderen Naturwissenschaften Brücken zu bauen, denn was Hänchen gelernt hat, das mag Hans nicht mehr missen. Und dafür bin ich uns allen in der Jungen Akademie sehr dankbar und freue mich für die, die noch dabei sind!“



Nina Buchmann: „Junge Akademie« – Gibt es ein Fazit nach fünf Jahren?

Interessante Gespräche geführt, spannende Biografien verfolgt, neue Standorte kennen gelernt, klassischen (und weniger klassischen) Theorien aus Natur- und Geisteswissenschaften gelauscht, neue Gedanken mit alten kombiniert, Jargon erkannt und Texte bis ins kleinste Detail zerlegt, um sie emotional-intellektuell wieder zusammzusetzen. Der krönende Abschluss: Emotionen in Zürich, nicht nur persönliche, sondern akademische – im Rahmen der EIZ."



Henning Schmidgen



Marc-Thorsten Hütt:

„Was bleibt? Einzelne, sehr besondere Freunde. Ein neuer Blick auf das alte Haus am Gendarmenmarkt. Ideen.“



Katja Becker: „Mir hat gefallen, in den wissenschaftlichen Alltag auch einmal außergewöhnliche Projekte integrieren zu können:

von Ethik über Performance bis hin zu Infektionskrankheiten – auch wenn die zeitliche Koordination eine Herausforderung war. Die inhaltliche »inter- und transdisziplinäre« Arbeit, aber auch der menschliche Austausch innerhalb der Jungen Akademie waren wirklich bereichernd. Ich bin sicher, dass dies auch über die fünf Jahre hinaus Bestand hat.“



Ulrich Schollwöck: „Was

bleibt: interessante Weggefährten, ja Freunde, und die Freude am Entdecken neuer Horizonte in anderen Wissenschaften. Fruchtbare Nachdenken und Diskutieren in Clubsesseln an Kaminen anstatt der Produktion geistiger Ödnis in Forschungsverbänden und Strategiekommissionen.“

Publikationen – eine Auswahl

Preisfrage

Ergebnisse der bisherigen Preisfragen sind jetzt in einer Reihe erschienen:

Preisfrage 2004. Welche Sprache spricht Europa?
 Preisfrage 2003. Was im Tier blickt uns an?
 Preisfrage 2002. Was wollen wir wissen?
 Preisfrage 2001. Was ist es, das in uns schmerzt?

- **Die Junge Akademie (Hrsg.):**
 Preisfrage 2001–2004, 4 Bände.
 Berlin, Berliner Wissenschafts-Verlag



Umschlaggestaltung: Elmar Lixenfeld

AG Repräsentation

- **Engelen, E.-M.; Kiesow, R. M. (Hrsg.):**
 Gesichter der Wissenschaft. Eine Studie über gesellschaftliche Klischees von Wissenschaft. Berlin, Berliner Wissenschaftsverlag, Juni 2005
- **Grau, O.; Keil A. (Hrsg.):**
 Mediale Emotionen. Zur Lenkung von Gefühlen durch Bild und Sound. (erscheint im November 2005 im S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M.)
- **Kiesow, R. M.; Korte, M. (Hrsg.):**
 EGB. Emotionales Gesetzbuch. Dekalog der Gefühle. Köln, Weimar, Böhlau Verlag, 2005
- **Kiesow, R. M.; Schmidgen, H. (Hrsg.):**
 Inszeniertes Wissen, Beiheft 1 zu Paragrana: Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie. (erscheint im Oktober 2005 im Akademie Verlag, Berlin)

AG Wissenschaftspolitik

- **Biller-Andorno, N.; Jakovljević, A.; Landfester, K.; Lee-Kirsch, M.-A. (Hrsg.):**
 Karriere und Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen. Frankfurt a. M., Campus Verlag, 2005
- **Solga, H.; Wimbauer, C. (Hrsg.):**
 „Wenn zwei das Gleiche tun ...“. Ideal und Realität sozialer (Un-)Gleichheit in Dual Career Couples. Opladen, Verlag Barbara Budrich, 2005

AG Das Irrsal hilft

- **Kritisches Wörterbuch**
 Mit Beiträgen von Georges Bataille, Carl Einstein, Marcel Griaule, Michel Leiris, Georges Henri Rivière u. a.

Herausgegeben und übersetzt von Rainer Maria Kiesow und Henning Schmidgen, Berlin, Merve Verlag, 2005

Veranstaltungen

Enzyklopädie der Ideen der Zukunft:

- Thema: **Wasser – kann man Wolken hören?**
Künstlerisch-musikalische Darstellung von naturwissenschaftlichen Daten und Phänomenen

Einführung: Katharina Landfester, Thomas Koop
Mitwirkende: Dieter Trüstedt, Jutta Köhler, Jörg Schaeffer

Ort: Stadthaus Ulm, 21. Juli 2005, 19–22.30 Uhr
Informationen: www.diejungeakademie.de/veranstaltungen



Impressum

Herausgeber

Die Junge Akademie an der
Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften
und der Deutschen Akademie
der Naturforscher Leopoldina
www.diejungeakademie.de

Redaktionsteam

Julia Fischer, Giovanni Galizia,
Jürgen Hädrich, Elisabeth
Hamacher, Rainer Maria Kiesow,
Julian Klein, Doris Kolesch,
Martin Korte, Katharina
Landfester

Redaktion

Trio MedienService
Uschi Heidel
Isabell Lisberg-Haag
www.trio-medien.de

Titelfoto

Ono Ludwig
www.ono-ludwig.de

Fotonachweise

Seiten 2, 3, 5, 6, 7, 8, 9, 10,
12, 13, 14, 15, 17, 18, 19, 20,
21 und 27: Ono Ludwig

Gestaltung, Satz & Titel

designcortex :: berlin
Jens Silberberg
www.designcortex.de

Druck

Königsdruck GmbH, Berlin
www.koenigsdruck.de

Auflage

3.000

Juni 2005 © Die Junge Akademie

Die Junge Akademie an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina ist ein Projekt der beiden ältesten Wissenschaftsakademien Deutschlands.

Ihre Mitglieder sind junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem deutschsprachigen Raum, die sich dem interdisziplinären wissenschaftlichen Diskurs widmen und sich an den Schnittstellen von Wissenschaft und Gesellschaft engagieren. Jedes Jahr werden zehn Mitglieder für fünf Jahre hinzugewählt.



Die Junge Akademie

an der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften
und der Deutschen Akademie
der Naturforscher Leopoldina

Jägerstraße 22/23 · 10117 Berlin
Telefon +49 30 20 37 06 50
Telefax +49 30 20 37 06 80
office@diejungeakademie.de
www.diejungeakademie.de